

Nro. 9. Mittwoch, 1. Februar. 1832.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern Haupttext und ein illuminirtes Modenbild; monatlich wenigstens zwei literarische Beilagen unter dem Titel: „Der Schmeckerling“ und mindestens eine besondere Kupferbeilage; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. C. M. — Man pränumerirt im Kommissionsamt in Wien, in J. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

P a r i s.

oder:

das Buch von Hundert und Einem.

Bekanntlich hatten sich alle Celebritäten der heutigen französischen Literatur verbunden, eine Monatschrift, unter dem Titel: „Der hinkende Teufel zu Paris,“ herauszugeben, deren Ertrag dem Pariser Buchhändler Labvoat zufallen sollte, der seit fünfzehn Jahren mit allen Gelehrten Frankreichs in Verbindung, durch die Liberalität seiner literarischen Unternehmungen auf die Erkenntlichkeit vieler Anspruch zu machen hatte, seit der Juliusrevolution oder durch die eingetretene Stokung des Verkehrs in große Verluste gerathen, dem völligen Verfalle seines Geschäftes entgegensehen mußte. Man entschloß sich später, den Titel: „Der hinkende Teufel,“ in den oberstehenden zu verwandeln. „Der Zwel dieses Buches,“ sagt die Vorrede desselben, „ist einfach. Man will ein Bild des modernen Paris der Lesewelt vorführen; man will es in fantastischem Dämmerlichte zeigen, in seinem zornigen Ungestüm, in seiner Armuth, in seiner Langeweile, nach Kunst und Nührung begierig, aber schwer zu rühren, oft abgeschmakt, manchmal erhaben. Paris soll dargestellt werden, wie es Mercier zu seiner Zeit darstellte, nur mit dem Unterschiede, daß die Gemälde der heutigen Sitten selten auf dem Straßenecksteine entworfen sein werden. Das Paris unserer Tage ist weniger Pöbel, weniger dem Kneipenleben, der groben

Gemüthsart ergeben, seine Gelehrsamkeit weniger todte Stubenweisheit als zu Merciers Zeiten. Das heutige Paris duftet in Umbra und Moschus, sein Bart ist sorgfältig geschnitten, sein Haar frisirt, seine Nägel sind mit Kunst geschnitten. Um das heutige Paris zu malen, bedarf es einer andern Feder, als der Merciers. Welcher Schriftsteller wäre im Stande, dieses ewig wechselnde unendliche Prisma von Paris zu fassen! Welche Feder wäre von solchem Umfang, um seine kleinen Reize, seine zornigen Aufregungen seine zähen Leidenschaften zu schildern — die Leidenschaften der Greise, die Leidenschaften der jungen Leute, die Leidenschaften der Weiber, die Leidenschaften der Helden? Paris zittert hier, dort droht es, jetzt ruft es zu den Waffen, will an die Grenze dem Feind entgegenstürzen, jetzt in Ruhe und Frieden bleiben, heute möchte es vor Lachen plazen, morgen heult und schluchzt es. Paris als Justemilieu, Paris als äußerste Linke, Paris als äußerste Rechte — welcher Schriftsteller wollte sich mit diesem Ungeheuer abgeben? Wohlan, so verzichte man denn darauf, ein so vielfältiges Gemälde von einer Hand gemalt zu sehen; man rufe alle zeitgenössigen Imaginationen mit ihren so manigfachen Farbentöpfen zu Hilfe. Jede Imagination unsrer Schriftsteller, sei sie leichtflüchtig oder ernst gemessen, freudig oder traurig, gutmüthig oder küssig, skeptisch oder gläubig — jede wird in diesem Buche eine Stelle finden; sie wird einen Augenblick des Asmodäus Mantel umhängen und überall hingehen — das arme scheue Kind — wohin ein furchtloser Mann geht: in die Oper, ins Hospital, ins Palais Royal, nach Bicetre, in die Pairskammer und ins Gebärhaus, in das verfallende Kloster und ins Douboir, das seine rosenfarbigen Vorhänge öffnen muß, zu dem Künstler, der seine Geige verkauft, um sein letztes Mittagessen zu bezahlen. Laßt sie nur gewähren, die französische Imagination! Sie wird auf alle diese Ruinen ihren glänzenden Flügelstaub schützen, sie wird sie in ihrer ersten Jugendfrische wieder aufleben lassen, sie wird euch jetzt ein Lächeln, dann eine Thräne abnöthigen!

Und so wollen denn auch wir von Zeit zu Zeit uns dieser fantastischen Führerin wohlgemüth verdrauen, wie der wissbegierige Student dem Krükenfelschen der Flasche: möge sie ihr Versprechen halten und uns gut geleiten durch das große neue Babylon!

1. Das Palais Royal.

Von C. Koch.

Man kann auf seinen Wanderungen durch die Hauptstädte Europas keine gothischen Kathedralen, keine Gärten und Paläste an-

kaunen, denen nicht auch Paris Denkmäler derselben Art entgegenzustellen hätte; man mag in das graue Alterthum zurückblicken, man mag sich auf Anacharsis Schiff nach Griechenland entführen lassen, nach dem Griechenland in seiner glanzvollsten Zeit, und dort die Propyläen, den Theseustempel und das Partheon bewundert haben, daß neue Athen wird daneben auf sein Pantheon, sein Louvre, seine Börse, seine Kirche der h. Magdalena hinweisen können; nirgends aber wird man ein Palais Royal, nirgends etwas finden, das mit ihm zu vergleichen wäre.

Sieht man es zum ersten Male und will man es in seiner ganzen Herrlichkeit sehen, so muß man in der Mitte eines schönen Juliabendes dieses Feenschloß besuchen. Die Hitze hat die Alleen mit Spaziergängern, und alle Steinbänke mit täglichen Gästen besetzt, die allzu sparsam sind, als daß sie die Kühlung anderswo als auf unbesteuernten Ruhestgen einathmen möchten. Gegenüber stehen Sesselreihen, die ungeachtet des kleinen Miethgelbes, das man für sie zu entrichten hat, alle besetzt sind, mit der Lehne gegen die Gitter der zwei Rehtwinkel gelehrt, von denen jeder einen von keines Menschen Fuß entweihten Grasplatz, von Blumen umrändert, einschließt. Man hat diesen Gärten von den in ihrer Mitte aufgestellten Bildsäulen den Namen des Apollo: und Dianen: Parterres gegeben. Andere Sessel im Kreise umhergestellt umfassen das Wasserbeken, das zwischen beiden Parterres liegt, und aus dem sich eine beträchtliche Wassergarbe erhebt, und in erst jüngster Zeit proskribirten Lilien herabfällt. Hierher kommen, um den feinen Regentraub einzuschlüpfen, Alle, deren heißen Athem abzukühlen die Luft nicht kühl genug war, indes man am andern Ende des einen Bierekes in kräftigeren Zügen nicht sowohl mit wesenlosen Wasserdünkten die heißen Kehlen badet.

Hier bieten eine Menge grüner Gueridons den umhergereihten Gästen heiberlei Geschlechtes Platten mit verschiedenfarbigen Gletscherpyramiden von Eis bedekt, auf die der silberne Löffel ohne Unterlaß neue Bergspitzen thürmt, um sie eben so schnell wieder zu zerstören, bis jetzt die Basis derselben zu verschwinden scheint. Die mancherlei Stellungen, das lärmende Geplauder und Gelächter der Bekermäuler, das Geschrei und die Hast der Aufwärter, die blühenden Gesträuche, die in Töpfen aufgestellt die Seiten des Erfrischungsfaates begränzen, der glanzvolle Widerschein der Rotonde, die man mit einem orientalischen Kiosk vergleichen möchte, die unaufhörliche Bewegung der hier mehr als irgendwo anders zusammengebrängten Menge, die kommt, geht, sich stößt, und in jedem Sinne des Wor-

In der That hat auch die Industrie den ganzen Palaſt in Beſitz genommen: ober den Waarenlagern nehmen die Säle zu Bädern und Spielen, Reſtaurationen, Kaffeehäuſer, Tabagien, Leſezimmer Vorſtellungen jeder Art den erſten Stolz ein; die obern Stokwerke ſcheinen nur Künſtlern von allen Fächern, Malern, Kupferſtechern, Zahnärzten, Haarkräutlern u. ſ. w., und einer gewiſſen Anzahl von Sultaniſten anzugehören, welche die gefühlloſe Polizei zwingt, den Tag über das Feld ihrer Eroberungen nur vom Fenſter aus zu betrachten. Keine bürgerliche Familie möchte ſich hier häuslich niederlaſſen wollen, man bewohnt das Palais Royal nicht wie ein anderes Haus, man bewohnt es nicht, wenn man nicht Kaufmann iſt, und hier beſteht faſt Alles aus Kaufleuten; wer ein Bewohner dieſes Palaſtes werden will, verzichtet auf die häuslichen Bequemlichkeiten und Genüſſe, auf die ſüßen Annehmlichkeiten des Familienlebens und das Vergnügen innerhalb ſeiner vier Wände zu ſein; im Gegentheile das Publikum iſt hier zu Hauſe, man zwingt ſich ein, drückt ſich zuſammen, verdünnt ſich ſo zu ſagen, um den Waaren und Käufern mehr Platz zu laſſen; man iſt hier nicht um zu leben, ſondern um zu verkaufen. Wie reizt man aber auch darnach, nur eine Handbreit Raum zu gewinnen! Das einzige Recht, im Garten Stühle zu mietzen, trägt dem Bürgerkönig und Eigenthümer jährlich zweiunddreißigtauſend Franken.

Alle Waarenlager in dieſem reizenden Bazar ſind Gegenſtänden des Luxus und jenen glänzenden Nebendingen geweiht, die nicht zum Bedürfniſſe gehören. Vergebens würde man da die vierſchrötigen Möbeln und Geräthe des täglichen Hausbedarfes ſuchen; denn nicht allein würden ſie zu große Räume einnehmen, ſondern das Palais Royal iſt überhaupt nicht der Bazar der Pariſer; man würde mit Unrecht den Mietzleuten dieſes Gebäudes den Namen Einwohner geben, die bloſe Dienſtleute deſſelben ſind; ſcheint es doch faſt, als ſeien ſie von ihren Mitbürgern beauftragt, den Augen der Fremden das Schmachhafteſte zur Schau zu legen, was das Koſtbarſte, das Schönſte, das Ausgeſuchteſte, das Anmuthigſte, was die grübelnde Verfeinerung hervorbringt, das Vollkommenſte, was die Künſte jeder Art erſchaffen. Der Handel, die Mode, die Fahrzeiten und ſelbſt die Stunden laufen hier unabläſſig von Waarenlagern zu Waarenlagern, um die Neuheit unter allen Farben dort niederzulegen, und das Palais Royal bleibt zu jedem Augenblicke die Geſchmackſchule für die übrigen Kaufleute der Hauptſtadt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Frauen im spanischen Amerika.

Ein schlanker Wuchs, eine wenig lebhafte Gesichtsfarbe, hochgeschwungene Augenbraunen, schwarzes Haar, braune Augen, ein ausdrucksvolles Gesicht und ein kleiner Fuß, dies sind die allgemeinen charakteristischen Züge, welche die Nachkommen der Spanier in Südamerika auszeichnen. Diese Familienähnlichkeit bemerkt man in der einen Hemisphäre so gut wie in der andern und sie sticht grell von den Zügen der Brasilianerinnen und Südamerikanerinnen ab. Indessen haben einige Länder noch eine besondere Schönheitsart. In Buenos Ayres z. B. haben die Frauen in ihrer Jugend alles, was ein Dichter zu einem Ideale vereinigen kann: weiße Haut, reizende Farbe, anmuthige Gestalt, feuriges Benehmen und das Shawlspiel — ach das Shawlspiel! Man muß eine junge Argentinerin am Morgen sehen, wie sie, auf dem herrlichen Teppiche am Fenster ruhend ihre Augen über die Straße oder das Zimmer hinschweifen läßt. Ein Kinderschuh paßt an ihre niedlichen Füßchen; ihr Gewand ist nachlässig über dem Busen befestigt und hier kreuzen sich die beiden Enden des Shawls, dessen oberer Theil das ebenholzfarbige Haar bedeckt und auf die blendenden Schultern herabfällt. Mit welcher Kunst und Namuth hüllt sie sich in dieses zauberische faltensreiche Gewebe, um das den Blicken zu entziehen, was ein einziger Augenblick der Zerstreuung sehen lassen würde! Lieber Leser, die Stimme der Malibran und Sontag haben mein Ohr, der Tanz der Noblet und Taglioni mein Auge entzückt, aber das Spiel des Shawls . . .! — Doch sprechen wir von den Tertulias (Gesellschaften). Sie sind im allgemeinen sehr trübselig. Die in einer Reihe sitzenden Frauen scheinen bloß da zu sein, um sich mit ihren Shawls zu beschäftigen und die Fächer auf- und zuzumachen. Die stets weniger zahlreich versammelten Männer, kommen nur selten in das Gesellschaftszimmer und scheinen das anstoßende Gemach vorzuziehen, wo sie nach Herzenslust rauchen können. So entrinnt die erste Stunde der Soiree. Sind genug Personen angekommen, so setzt sich ein Mädchen an das Pianoforte, ein Herr zieht eine Dame auf und die Minuet beginnt. Nun denke man sich einen Tänzer mit viereckigen Schultern, mit krummgebogenen Knien und Armen, der bei jeder Bewegung sein Ungeschick und linksches Wesen verräth, an der Seite eine Dame, deren herrlicher Wuchs und reizender Anzug die Geschmacklosigkeit seiner Toilette und den Mangel aller Leichtigkeit und Anmuth in seiner Haltung, recht grell hervorhebt!

Nach einigen schwerfälligen Bewegungen, wobei sie sich das Gesicht zutehren, gelangt das Paar wieder an das Ende des Saales. Eine linksische Verbeugung gegen die Gesellschaft, eine noch steifere gegen einander, endigt dies vorzügliche pas de deux. Alle Anwesende klatschen Beifall, die Dame begibt sich allein auf ihren Platz — und ein anderes Paar folgt.

Wenn diese dort sonderbar genug äußerst beliebten Menuets uns Europäern lächerlich vorkommen, welchen Eindruck muß es machen, wenn man sie von einem schon bejahrten, in einem schlecht gemachten Hof eingemummten Manne, mit einer äußerst beliebten, alten Frau tanzen sieht, deren Steifheit und Ziererei mit nichts als ihrem Tänzer selbst verglichen werden kann?

Nach den Menuets kommen die Kontretänze des Landes, welche mit denen der Engländer viele Aehnlichkeit haben, nur daß sie weit weniger rasch getanzt werden. Da diese Tänze keine schwierigen Pas, sondern nur Gewohnheit oder Aufmerksamkeit erfordern, um die verschiedenen Züge und Verschlingungen richtig zu treffen, so zeichnen sich die Argentinierinnen darin sehr aus. Ihre bei den Menuets ausdruckslosen schönen Gesichter erhalten dabei Leben, ihre Bewegungen werden leicht, gefällig und oftmals im höchsten Grade anmüthig. Es sieht sich sehr gut zu.

Die Bewohnerinnen von Lima zeichnen sich vor allen Amerikanerinnen durch ihre Kleidung zum Ausgehen aus. Sie bedienen sich dazu der saya und des manto. Die erstere ist von Atlas und gewöhnlich schwarz oder rothbraun (carmelito). Gemeiniglich braucht man 11 bis 12 varas dazu, denn die Schneider legen sie in so viele Falten, daß sie nicht weiter wird als ein gewöhnliches Kleid. Erst im Augenblicke, wo man das Haus verläßt, legt man sie an. Diejenigen Frauen, welche den Bau ihres Körpers gern deutlich sehen lassen wollen, entkleiden sich halb, behalten nur einen leichten Unterrock und eine Art Spenzer (morillo) an; worüber sie dann die saya anziehen, welche sich dicht an den Körper anschmiegt und noch durch ein, pretina genanntes, Leibband fest daran gebunden wird. Der manto wird an dieser Stelle festgemacht und geht wie eine Mönchskutte über den Kopf; er ist gewöhnlich von Serße (serga abrada) und stets schwarz. Die Dame verhüllt damit die Seiten ihres Gesichts so, daß nur ein Auge sichtbar bleibt, was so gut zum Unkenntlichmachen dient, daß oft ein Mann vor seiner Frau vorüber geht, ohne sie zu erkennen. Von vorne oder von hinten gesehen, kann man die Saya hübsch finden; betrachtet man sie aber im Profil, so muß sie, wenn sie nicht lächerlich aussehen soll, vollkom-

men schöne Glieder umschließen. Ein schönes Auge, einen kleinen Fuß mit runder Wade sieht man jedoch stets an den Limanerinen.

Was nun die Schönen Mexikos betrifft, so scheinen sich dieselben von allen Amerikanerinen am meisten den Französinen zu nähern. Alljährlich gibt es zu San Augustin de las Cuevas (vier Stunden von der Hauptstadt) ein Fest, welches drei Tage dauert und zu welchem Reiche und Arme, Adelige und Bürgerliche, kurz Leute aus allen Klassen wandern. Hier wird jeden Nachmittag ein zweistündiger ländlicher Ball auf einem Rasenplatze am Fuße eines Hügelns angesetzt, an welchem nur Damen vom höchsten Stande Theil nehmen dürfen. Die Kleidung derselben ist reich und elegant; ihre seidenen Kleider und Hüte mit Blonde und Spitzen sind stets von Pariser Arbeit.

Wer übrigens die Spielwuth der Amerikaner recht genau kennen lernen will, darf nur zu jenem Feste nach S. Augustin de las Cuevas gehen, wo er das Laster in seiner ganzen Häßlichkeit finden wird. Zur Zeit der Vizekönige rechnete man die dabei in Umlauf kommende Summe auf 8 Millionen Piaster, jetzt beträgt sie vielleicht das Doppelte und zwar in einem Lande, das so lange von Revolutionen zerrüttet worden ist. D.

Begünstigung der Wissenschaften und Künste durch König Wilhelm IV.

So wie der selige König Georg IV. sich dadurch als Patron der Literatoren und Schöngelster zeigte, daß er während seiner Regierung Hrn. Walter Scott die erste Baronie verlieh, so zeigte sich König Wilhelm IV. als Begünstiger der Wissenschaften und schönen Künste, indem er bei seinem Regierungsantritte den Präsidenten der astronomischen Gesellschaft, Sir James South, und den Präsidenten der königlichen Akademie, Sir Martin Archer Shee zu Rittern erhob. In neuester Zeit gab derselbe einen neuen Beweis hiervon dadurch, daß er Hrn. John Rennie, den Baumeister der neuen London-Brücke, um ihm seine Zufriedenheit mit seinem neuen Baue und die Anerkennung seiner Verdienste zu beweisen, zum Sir John Rennie machte.

Beilage: Bildergalerie. Nr. 1.

(Casimir Perier, französischer Minister.)

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.